

Eine Geschichte aus der Kinderstube.

Heinrich von Arnim

Die Trauung war vorüber. Das Ehepaar war in seinem förmlich aufgestellten Heim angekommen. Das Duo rümpfte lächelnd seine junge Schilfblasse Gemach zu einem Eßstisch, während er selbst, mit der Hand sich auf ein Stühchen stützend, vor ihr stehen blieb. Ein paar Augenblicke lang sahen sie sich schweigend an.

„Lass mich dir das Wort, ruhig und kühl lang seine Rede.“ Er wird nichtig sein, Elisabeth, das wir uns in einigen Worten über unsere gegenwärtige Stellung klar werden. Wir haben uns heute bis zu dieser Stunde keinen Klagen ausgesprochen; darum werde ich die Pflichtigkeit dieser Unterhaltung nach Möglichkeit abzurufen suchen. Wir sind beide zu diesem Ehebunde gezwungen worden; Sie durch Ihren väterlichen Vater, der seinen Willen durchzusetzen wollte, und dem ein glücklicher Schwiegersohn als Heirath seiner einzigen Tochter als willkommenes Jagdgebiet zu dem Stamme seines kommerziellen Hauses erschien, — ich durch den Umstand, daß meine Ehe mit Ihnen das einzige Mittel war, meinen Vater vor dem finanziellen Ruin und vor dem Tod durch eigene Hand zu bewahren! Ich habe ihm dieses Opfer gebracht — er ist mein Vater — aber ich habe damit — die Stimme des hochachtungsvollen, vornehm Mannes, dessen große, sprechende Augen auf dem niedergebogenen Gesicht seiner Gemahlin zu lesen suchten. Lang sehr ernst — ich habe damit meine Jugend begraben, sie liegt hinter mir! Keinem Hoffen und keinem Menschen gebührt fortan mein Leben, nur der Pflicht! Und diese gebietet mir, Sie als meine Gattin mit der vollkommensten Hochachtung zu behandeln! Sie werden meiner Versicherung Glauben schenken, daß das Heiß gefasste wird. Liebe und Neigung aber können wir Beide für einander nicht empfinden! Aber auch von Ihnen, Elisabeth, fordere ich, daß Sie die Ehre des Namens, den Sie jetzt tragen, stets heilig halten, wie ich sie heilig halte, und daß Sie nicht darauf kommen lassen, was ihrem Glanze schaden könnte. Sollte Ihnen aber von irgend Jemandem in irgend einer Beziehung zu nahe getreten werden, so bitte ich Sie, mir das sofort mitzutheilen, damit ich die mir nächst erfindenden Schritte thun kann! Wollen Sie mir das versprechen?“

„Ja!“ hauchte das junge Weib, ohne aufzusehen. „Ich danke Ihnen, ich stelle es Ihnen nun anheim, Elisabeth, Ihren Wohnsitz nach eigener Umsicht frei zu wählen. Ich selbst binde mein Amt im Ministerium zu Berlin — ich habe daher keine Wahl! Sie werden können entweder hier oder auf der zur Morgengabe mitgebrachten Herrschaft Sönsburg wohnen oder auch zwischen beiden wechseln — es steht in Ihrem Belieben.“

„Sie hielt einen Augenblick inne, als ob er eine Antwort erwartete. Da diese nicht kam, fuhr er fort: „Im Uebrigen aber, Elisabeth, dürfte es wohl gut sein, wenn wir uns Beide so viel als möglich aus dem Wege gehen und unsere Zusammenkünfte, im Falle Sie in Berlin sind, auf die Zeit des Dinners beschränken! Jedes Zusammenkommen wird in doch für beide Theile nur peinlich sein. Indessen ist es selbstverständlich, daß ich, wo Sie eine meine Dienste oder meine Begleitung wünschen sollten, Ihnen jederzeit zur Verfügung stehe! Und warum möchte ich gleich jetzt fragen, ob ich Ihnen mit irgend etwas nützlich sein kann?“

„Sie schüttelte den Kopf. „So bitte ich Sie,“ sprach er weiter, „mich zu beurlauben! Leben Sie wohl, Elisabeth!“ Eine höfliche Verneigung — er ging. Ein beider Ohrschmerz entzündete den Augen der jungen Frau, als sich die Thür hinter dem Manne, der jetzt ihr Gatte hieß, geschlossen hatte. Sie drückte durch's Fenster. Da unten gingen die Leute hin und her, so gleichgültig, wie gestern, wie sonst, wie alle Tage, und, und hier oben hatte toden eine fähle, klare Mannesstimme ein Urtheil gesprochen, welches der reichen Jugend zweier junger Menschenhären, die nun für das ganze Leben an einander gebunden waren, die kaum aufgegangene Blüthe ausgebrochen hatte. Es klang über ihr vor den Augen, als lie sie die Worte dachte, so höflich, so kalt, so recht diplomatisch, wie er sie wohl schon tausendmal an den fremden Höfen, wo er gewesen, in Petersburg und Madrid, in Stockholm und Rom, gebraucht hatte.“

Am anderen Morgen begab sich die junge Frau nach der Herrschaft Sönsburg, welche ihr Vater, der Gehäusene Commerzienrath Heilmann, ihr als Brautgeschenk überlassen hatte. Ein paar Stellen denachrichtigten ihren Gatten von ihrer Abreise.

Im Herbst war die Hochzeit gewesen. Bereits im März hieß plötzlich der Commerzienrath, und seine Tochter mußte von Sönsburg nach Berlin zurückkehren, um dem Reichsbesitzer zu bewohnen und die gerichtlichen Formalitäten des Kaufs der Herrschaft zu erledigen. Ein paar Worte wechselte sie mit ihrem Gatten, welcher ihr kein Bedauern über den plötzlichen Todesfall ausdrückte und ihr mittheilte, daß sein Vater, der alte Graf Fäding, bei in London wohnte, sich entschuldigen lasse, da ihn sein Schwager, die väterliche Jalousie von einer Fahrt über die See gänzlich abhielten. Wahig hatte Elisabeth zu seinen Worten den Kopf geneigt; als sie aber allein im Zimmer war, da kniete sie vor dem Bilde

ihres schon lange verstorbenen Mutter nieder, und eine heiße Thräne nach der andern rollte ihr über die blassen Wangen. — Als sich der Zug nach dem Reichhof begab, lag der Graf und seine Gemahlin wortlos zusammen im Wagen; der gastlichen Bekanntschaft aber verließen das große, prächtige Empfangsgebäude und der glänzende Pomp des Tages, daß einer von den oberen Reihentafeln begabten wurde. — Das war Alles. — Bereits am Tage nach der Verlobung war Elisabeth wieder in Sönsburg.

Der Frühling zog in das Land und schüttelte seine Blüthenpracht über das ganze Land; er ging wieder, der Sommer kam und seine Strahlen testeten die Kräfte, auch er zog dahin, der Herbst färbte das Land, und nicht lange mehr währte es, da hüllte der Winter seine weiße Decke an die Erde. Um diese Zeit litt es die Gräfin nicht mehr in der großen Einsamkeit Sönsburgs; sie fühlte sich in der lebendigen Natur untagbar verlassen, sie wollte Menschen sehen, ihr Gedränge und Gemoge beobachten; sie kam nach Berlin. Einige Wochen vor Weihnachten war es, als sie eintrat und ihr Gatte sie vom Bahnhof in der Cavovoge abholte.

„Seien Sie willkommen, Elisabeth!“ sagte er mit derselben ruhigen, fähigen Stimme, die ihr von ihrem Hochzeits-tage noch immer in den Ohren klang. „Ist es Ihnen zu still in Sönsburg geworden?“

Sie neigte bejahend den Kopf. Er aber fragte und sagte nichts mehr. Der Weihnachtsabend kam. Hell flammete der Christbaum, und reiche Geschenke hüllten der Graf für seine Gattin darunter gelegt. Sie dankte ihm und dann gab sie ihm ein kleines Päckchen, welches sie in der Hand trug.

„Ihr Kammerdiener,“ sprach sie dabei, „sage mir vor einiger Zeit, daß Ihre Aftennappe sehr schön ist. Ich habe Ihnen hier eine neue gegeben — vielleicht — vielleicht — Ihnen das Muster.“ Einen Blick warf der Graf auf das Geschenk; dann machte er eine rasche Bewegung auf die jugendlich schöne Frau zu, und es klang etwas wie ihre Klage durch seine sonst so fähle Stimme, als er rief!

„Elisabeth!“ Und in diesem Augenblicke, da er die zierliche Zeigefinger in der Hand hielt, wollten ihm alle die kostbaren, goldblühenden Geschenke, die er für seine Gemahlin gekauft hatte, wie ein leeres Nichts bedünken. Tiefe Stille herrschte wieder im Zimmer. Und die Tannennadeln düsterten geheimnißvoll, und auf ihrem Damm zog der Geist der Weihnacht lautlos nach Engeweiße durch das Gemach. Wollen Sie nicht ein Weihnachtslied auf dem Flügel spielen?“ fragte er nach langem Stillschweigen.

Sie ging zu dem Instrument. Leise ertönten die Akkorde, dann wurden sie voller und kräftiger. „O Du Frühling, o Du Frühling, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ Aber — wie kam es nur? — bald gingen die jubelnden Töne der uralten, süßen Weihnachtsmelodien über in klagende Wehen, und es schien dem einleinen Manne unter dem Tannennadelpaum, als klinge es daraus hervor, ein verlorenes Hoffen, todes Weh. — „Ich brach die Spielende ab. „Hörst du, Elisabeth?“ fragte er dann leise. Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Ich bin müde, Otto, und ich möchte zur Ruhe gehen!“ Er führte ihre Hand an seine Lippen. „Gute Nacht!“

Elisabeth blieb den Winter über in Berlin; ihren Gatten sah sie indessen nur beim täglichen Dinner, oder wenn sie nach Ablauf des Winterjahres, mit ihm eine Gesellschaft trieb. Er sprach dabei stets nur die allernothwendigsten Worte, ruhig, höflich, wie immer, mit sie verkehrte war. Einmal Tages sagte er beim Mittagessen: „Sie klingen rechtlich den Wunsch, Elisabeth, wieder einmal eine Oper zu hören! Ich habe zu morgen eineloge bestellt.“

„Es ist sehr freundlich von Ihnen.“ „Kreuzer's Nachfolger von Granada!“ und gegeben. — Die Oper wird für mich Respekt sein; ich habe sie noch nicht gehört. Ich freue mich darauf.“ Am Abend luden Beide in das Opernhaus. Kreuzer's einfache und leuchtige, darum aber so mächtig ergreifende, romantische Weisen machten einen tiefen Eindruck auf sie. Das große Duett zwischen dem Prinz-Regenten und Ombriele kam; wie klangen die entzündenden Melodien der Arie.

„Ein Schütz bin ich in des Regenten Sold, In Deutschlands Gauen steht mein Schloß.“ — Schmeigt sich die Laube schmeichelt an Dich an, — Den! auch zuweilen an den Jägersmann!“

Und dann die köstliche Liebesezene: „Dein Bild, mir zugewendet, — Ihr Blick und Schlag zugleich.“ — Unwärslich sah bei diesen Worten der Graf sein Gattin an. Ihr Auge stand voll Thränen. „Was ist Ihnen, Elisabeth?“ fragte er. „Mich blendet das Licht!“ —

gitternd zog ihre Hand die Vorhänge der Loge zu. „Wollen Sie in die trübe Luft?“ „Nein — nein — ich danke!“ „Haben Sie etwa einen Wunsch, Elisabeth? Besuchen Sie über mich!“ Und rauschend und voll löste es von der Bühne her, und jubelnd hallte es aus dem Theater, die wunderbare, herrliche Weise: „Dein Bild, mir zugewendet, — Ihr Blick und Schlag zugleich.“ —

Als die ersten warmen Frühlingstage in das Land zogen, reiste Elisabeth wieder nach Sönsburg. Ihr Gatte blieb in Berlin; für den Sommer hatte ihm sein Arzt den Gebrauch eines Seebades verordnet. Kurz bevor er dorthin aufbrach, traf ihn ein Brief Elisabeths, der ihn auf das höchste überraschte. „Eine Bitte habe ich — so hoch es darin — die vielleicht von der tiefsten Bedeutung für unser Leben ist. Entfernte Verwandte sind von mir gestorben und haben ein vierzigjähriges Töchterchen, Toni, hinterlassen, ein reizendes Kind, welches nun verwaist in der Welt dasteht. Da möchte ich mich nicht gern des Mädchens annehmen; viel leicht wird es Sonnenchein in mein Leben bringen, und ich möchte Sie fragen, Ob Sie Ihre Einwilligung dazu geben, daß ich die kleine Toni in untere Haus nehme und für immer bei mir behalte.“

„Lange hatte der Graf sinnend über diesen Brief gelesen; immer und immer wieder hatte er die Heilen gelesen, bevor er selbst zu einer Antwort: „Theure Elisabeth! Es ist ganz selbstverständlich, daß ich Ihrem Wunsche, die kleine Toni zu mir zu nehmen, Nichts im Wege sehe! Ihre warmen Gefühle, welches so lebhaft für die arme Waise spricht, Schranken aufzuheben! Möchte Ihnen das Kind recht viel Freude machen! Nach Vermeidung meiner Bedenken habe ich selbst auf ein paar Tage nach Sönsburg zu kommen, um mir unsere kleine Hausgenossin von Auge zu Auge anzusehen und ihr meine Kiesel und süße Mädchen vom Nordseeufer mitzubringen. Leben Sie wohl bis dahin.“

„Einige Tage darnach reiste der Graf nach Norderey. Mit der Ankunft der kleinen Toni war für Elisabeth ein neues Leben angebrochen. Hatte sie sich bisher gänzlich vereinsamt gefühlt und hatte sie geglaubt, daß es für sie überhaupt kein Glück mehr gäbe, so gab ihr jetzt solchen Geistlichen doch weniger Raum. Wenn Toni mit der großen, fragenden Kinderaugen zu ihr aufschaute, wenn sich die kleinen Armechen des Kindes schmeichelnd um ihren Hals legten, wenn ein frohes Lachen durch die weilen Räume und die hohen Kompenden der alten Schlosses Sönsburg hallte, dann war es Elisabeth zu Muth, als ob der erste Frühlingstrahl noch langen, schweren Winterlagen über die Welt hätte und auch in die Menschenherzen zu dringen verstände. Mit banger Spannung und doch wieder tiefen Vergnügen sah sie dem Tage entgegen, an dem der Graf von Norderey zurückkäme.

Und dieser Tag kam. Elisabeth hatte die ganze vorhergehende Nacht kein Auge geschlossen, und taufendmal hatte sie ihren Blick über den Hof zu dem kleinen Toni, in welchem Toni in tiefen Schlummer lag. Wenn ihm das Kind nicht geschief freilich, sagen würde er ihr das nicht; er war zu sehr fähig, um ihr eine Freude zu thuen — aber vielleicht hätte er sich dann noch mehr erschrocken, als bisher, und verneint es noch ängstlicher, mit Elisabeth zu verkehren. Und wollte nicht gerade sie Allem aus dem Wege gehen, was die Entfernung zwischen den beiden Gatten zu steigern geeignet wäre?

Und als der Morgen kam und Elisabeth sich erhebt, da trat sie leilen Schritte zu dem noch schlafenden Kinde, hauchte einen Kuß auf seine Stirn und schloß die Augen. „Möchte Deine Anwesenheit Allen zum Segen gereichen.“ In das Schloßgärtchen herein trat der Gatte, mit welchem der Graf vom Bahnhof kam. Elisabeth stand mit Toni auf der großen Freitreppe vor dem Schloß und trat ihrem Gatten dem ersten Blicken bereit entgegen. Neben ihm von den Strahlen der Sonne tief gebrauntem Gesicht blickte ein Mädchen, als er ihr entgegenkam und ihre Hand an seine Lippen küßte. „Ich freue mich, Elisabeth!“ sagte er dabei, „weder in der Heimath zu sein!“

„Und dann hat er, ohne ihre Antwort abzuwarten, schnell auf das Kind zu, hob es empor, schaute ihm einen Augenblick in die Augen, und wies Toni nun ohne Scheu ihre kleinen, weißen Arme um seinen Hals schlang, da küßte er einen Kuß auf ihre Stirn. Dann wandte er sich, das Kind bei sich behaltend, zum Eintritt in das Schloß. „Das ist also unser kleiner Anwesenling?“ meinte er. „Ran war in das Zimmer getreten. „Ich bin Ihnen sehr dankbar, Otto,“ sagte Elisabeth, „daß Sie mir erlauben, das Kind in untere Haus zu nehmen!“ Er verniegte sich. „Es hätte dann überhaupt keiner Frage bedürftig bedürft, Elisabeth! Ich freue mich, wenn Sie Heirathen an dem Kinde finden!“

„Er leg sich auf einen Stuhl nieder und schaute dann das Kind auf seinen Schenkel. „Ich habe Dir mancherlei mitgetheilt,“ sagte er lebhaft, „dante Steine, mit denen Du spielen kannst, und schöne Wärsche!“

Toni kniete in die Hände. „Dafür will ich Dich auch recht lieb haben!“ und sie küßte. „Und wieder schlang sie ihre Arme um seinen Hals.“ „Gerade so lieb wie die Mama will ich Dich haben,“ sagte sie hinzu, als er mit seiner Hand über ihr reiches Haar fuhr. „Er warf einen Blick auf Elisabeth. „Das Kind hat Sie, wie es scheint, schnell in sein Herz geschlossen!“ meinte er. „Man kann sich ja die Liebe der Kinder so leicht erwerben!“ gab sie erwidert zurück.

„Ich bin,“ fuhr er fort, „oft mit meinen Gedanken in Sönsburg gewesen und sah Sie im Gatten mit Ihrem kleinen Liebling lachen und scherzen.“ „Haben Ihnen die Vorstellungen des Seebades nicht die Zeit zu solchen Gedanken genommen?“ fragte sie. „Im Gegentheil,“ war die Antwort, „unter jenen vielen Vorstellungen welche ich mich doch oft hierbei, in diese stille Waldensamkeit Sönsburgs oder auch wohl in mein Arbeitszimmer in Berlin!“ Seine Worte klangen wieder so kühl, wie früher; es war Elisabeth dabei, als wehe ein kalter Wind durch das Zimmer. An Sönsburg, an sein Arbeitszimmer hatte er gedacht und sich danach gefehlt — seiner Gattin erwähnte er mit keiner Silbe —

„Es war am Tage darauf, als der Graf von einem Spaziergang in das Schloß zurückkehrte. Durch das Büschwerk hindurch, dessen Laub in allen Farben spielte, sah er das Kleid Toni's, die am Tisch zu spielen schien. Er wollte sich unmerklich heranzusetzen und das Kind übersehen. Plötzlich ertönte ein gelender Schrei; mit einem Sprunge war der Graf am Tisch, und was er geahnt hatte, als er den Schrei hörte, sah er erfüllt — Toni war auf irgend eine Weise in den Tisch geföhrt. Schnell entledigte er sich seines Rockes, sprang nach, sah das herrensinkende Kind in seinem Arm und kam glücklich zum Her zurück. „Das ganze Weib war so schnell von sich gegangen, daß der Graf bereits auf dem Wege zum Schloß war, als ihm angstvoll die Hütern Toni's entgegentrat, die ebenfalls jenen Schrei gehört hatte und nun das Kind suchen wollte. „Beruhigen Sie sich, Frau Holzer,“ sagte der Graf, „es ist nichts Schlimmes! Ein kaltes Bad, das hoffentlich keine weiteren Folgen hat!“

„Ein dem alle dorten in das Schloß, er wollte der Erste sein, welcher der Gattin die Kunde von dem Geschehen brachte. Und als der Graf, immer noch das Kind auf dem Arm, um welches er leiten Dornschloß geschlagen hatte, in das Schloß trat, da hörte ihm Elisabeth angstvoll entgegen. „Toni!“ Eine glänzende Leidenschaft lag in diesem Ton, eine Leidenschaft, die, lange zurückgehalten, nun doch die Schranken durchbrach. Er stieg bei diesem Ton. Hatte er in diesem Augenblicke in dem Herzen seiner Gattin gelesen? „Es ist Nichts, Elisabeth!“ sagte er dann leise. „Ich ist Nichts! Bringen Sie mir das Kind zu Bett, ich werde nach dem Arzt schicken! In einigen Augenblicken bin ich wieder bei Ihnen — ich ziehe mich nur um!“

Als gegen Abend der Arzt im Schloß eintrat, fand er das Kind stark fiebernd und machte ein bedenkliches Gesicht. „Es wird eine Lungenentzündung geben!“ meinte er, „bereinigte einige Mittel anzuwenden und scheid mit der Bitte, ihn holen zu lassen, wenn man seiner in der Nacht noch bedürfen sollte. „Der Arzt war sehr ernst!“ riefte Elisabeth. „Eine Lungenentzündung ist nicht leicht zu nehmen,“ meinte er. „An allerwenigsten bei einem so jungen Organismus, wie dem eines Kindes!“

„Toni kniete in die Hände. „Dafür will ich Dich auch recht lieb haben!“ und sie küßte. „Und wieder schlang sie ihre Arme um seinen Hals.“ „Gerade so lieb wie die Mama will ich Dich haben,“ sagte sie hinzu, als er mit seiner Hand über ihr reiches Haar fuhr. „Er warf einen Blick auf Elisabeth. „Das Kind hat Sie, wie es scheint, schnell in sein Herz geschlossen!“ meinte er. „Man kann sich ja die Liebe der Kinder so leicht erwerben!“ gab sie erwidert zurück.

„Ich bin,“ fuhr er fort, „oft mit meinen Gedanken in Sönsburg gewesen und sah Sie im Gatten mit Ihrem kleinen Liebling lachen und scherzen.“ „Haben Ihnen die Vorstellungen des Seebades nicht die Zeit zu solchen Gedanken genommen?“ fragte sie. „Im Gegentheil,“ war die Antwort, „unter jenen vielen Vorstellungen welche ich mich doch oft hierbei, in diese stille Waldensamkeit Sönsburgs oder auch wohl in mein Arbeitszimmer in Berlin!“ Seine Worte klangen wieder so kühl, wie früher; es war Elisabeth dabei, als wehe ein kalter Wind durch das Zimmer. An Sönsburg, an sein Arbeitszimmer hatte er gedacht und sich danach gefehlt — seiner Gattin erwähnte er mit keiner Silbe —

„Es war am Tage darauf, als der Graf von einem Spaziergang in das Schloß zurückkehrte. Durch das Büschwerk hindurch, dessen Laub in allen Farben spielte, sah er das Kleid Toni's, die am Tisch zu spielen schien. Er wollte sich unmerklich heranzusetzen und das Kind übersehen. Plötzlich ertönte ein gelender Schrei; mit einem Sprunge war der Graf am Tisch, und was er geahnt hatte, als er den Schrei hörte, sah er erfüllt — Toni war auf irgend eine Weise in den Tisch geföhrt. Schnell entledigte er sich seines Rockes, sprang nach, sah das herrensinkende Kind in seinem Arm und kam glücklich zum Her zurück. „Das ganze Weib war so schnell von sich gegangen, daß der Graf bereits auf dem Wege zum Schloß war, als ihm angstvoll die Hütern Toni's entgegentrat, die ebenfalls jenen Schrei gehört hatte und nun das Kind suchen wollte. „Beruhigen Sie sich, Frau Holzer,“ sagte der Graf, „es ist nichts Schlimmes! Ein kaltes Bad, das hoffentlich keine weiteren Folgen hat!“

„Ein dem alle dorten in das Schloß, er wollte der Erste sein, welcher der Gattin die Kunde von dem Geschehen brachte. Und als der Graf, immer noch das Kind auf dem Arm, um welches er leiten Dornschloß geschlagen hatte, in das Schloß trat, da hörte ihm Elisabeth angstvoll entgegen. „Toni!“ Eine glänzende Leidenschaft lag in diesem Ton, eine Leidenschaft, die, lange zurückgehalten, nun doch die Schranken durchbrach. Er stieg bei diesem Ton. Hatte er in diesem Augenblicke in dem Herzen seiner Gattin gelesen? „Es ist Nichts, Elisabeth!“ sagte er dann leise. „Ich ist Nichts! Bringen Sie mir das Kind zu Bett, ich werde nach dem Arzt schicken! In einigen Augenblicken bin ich wieder bei Ihnen — ich ziehe mich nur um!“

Als gegen Abend der Arzt im Schloß eintrat, fand er das Kind stark fiebernd und machte ein bedenkliches Gesicht. „Es wird eine Lungenentzündung geben!“ meinte er, „bereinigte einige Mittel anzuwenden und scheid mit der Bitte, ihn holen zu lassen, wenn man seiner in der Nacht noch bedürfen sollte. „Der Arzt war sehr ernst!“ riefte Elisabeth. „Eine Lungenentzündung ist nicht leicht zu nehmen,“ meinte er. „An allerwenigsten bei einem so jungen Organismus, wie dem eines Kindes!“

„Toni kniete in die Hände. „Dafür will ich Dich auch recht lieb haben!“ und sie küßte. „Und wieder schlang sie ihre Arme um seinen Hals.“ „Gerade so lieb wie die Mama will ich Dich haben,“ sagte sie hinzu, als er mit seiner Hand über ihr reiches Haar fuhr. „Er warf einen Blick auf Elisabeth. „Das Kind hat Sie, wie es scheint, schnell in sein Herz geschlossen!“ meinte er. „Man kann sich ja die Liebe der Kinder so leicht erwerben!“ gab sie erwidert zurück.

„Ich bin,“ fuhr er fort, „oft mit meinen Gedanken in Sönsburg gewesen und sah Sie im Gatten mit Ihrem kleinen Liebling lachen und scherzen.“ „Haben Ihnen die Vorstellungen des Seebades nicht die Zeit zu solchen Gedanken genommen?“ fragte sie. „Im Gegentheil,“ war die Antwort, „unter jenen vielen Vorstellungen welche ich mich doch oft hierbei, in diese stille Waldensamkeit Sönsburgs oder auch wohl in mein Arbeitszimmer in Berlin!“ Seine Worte klangen wieder so kühl, wie früher; es war Elisabeth dabei, als wehe ein kalter Wind durch das Zimmer. An Sönsburg, an sein Arbeitszimmer hatte er gedacht und sich danach gefehlt — seiner Gattin erwähnte er mit keiner Silbe —

„Es war am Tage darauf, als der Graf von einem Spaziergang in das Schloß zurückkehrte. Durch das Büschwerk hindurch, dessen Laub in allen Farben spielte, sah er das Kleid Toni's, die am Tisch zu spielen schien. Er wollte sich unmerklich heranzusetzen und das Kind übersehen. Plötzlich ertönte ein gelender Schrei; mit einem Sprunge war der Graf am Tisch, und was er geahnt hatte, als er den Schrei hörte, sah er erfüllt — Toni war auf irgend eine Weise in den Tisch geföhrt. Schnell entledigte er sich seines Rockes, sprang nach, sah das herrensinkende Kind in seinem Arm und kam glücklich zum Her zurück. „Das ganze Weib war so schnell von sich gegangen, daß der Graf bereits auf dem Wege zum Schloß war, als ihm angstvoll die Hütern Toni's entgegentrat, die ebenfalls jenen Schrei gehört hatte und nun das Kind suchen wollte. „Beruhigen Sie sich, Frau Holzer,“ sagte der Graf, „es ist nichts Schlimmes! Ein kaltes Bad, das hoffentlich keine weiteren Folgen hat!“

„Ein dem alle dorten in das Schloß, er wollte der Erste sein, welcher der Gattin die Kunde von dem Geschehen brachte. Und als der Graf, immer noch das Kind auf dem Arm, um welches er leiten Dornschloß geschlagen hatte, in das Schloß trat, da hörte ihm Elisabeth angstvoll entgegen. „Toni!“ Eine glänzende Leidenschaft lag in diesem Ton, eine Leidenschaft, die, lange zurückgehalten, nun doch die Schranken durchbrach. Er stieg bei diesem Ton. Hatte er in diesem Augenblicke in dem Herzen seiner Gattin gelesen? „Es ist Nichts, Elisabeth!“ sagte er dann leise. „Ich ist Nichts! Bringen Sie mir das Kind zu Bett, ich werde nach dem Arzt schicken! In einigen Augenblicken bin ich wieder bei Ihnen — ich ziehe mich nur um!“

Als gegen Abend der Arzt im Schloß eintrat, fand er das Kind stark fiebernd und machte ein bedenkliches Gesicht. „Es wird eine Lungenentzündung geben!“ meinte er, „bereinigte einige Mittel anzuwenden und scheid mit der Bitte, ihn holen zu lassen, wenn man seiner in der Nacht noch bedürfen sollte. „Der Arzt war sehr ernst!“ riefte Elisabeth. „Eine Lungenentzündung ist nicht leicht zu nehmen,“ meinte er. „An allerwenigsten bei einem so jungen Organismus, wie dem eines Kindes!“

„Toni kniete in die Hände. „Dafür will ich Dich auch recht lieb haben!“ und sie küßte. „Und wieder schlang sie ihre Arme um seinen Hals.“ „Gerade so lieb wie die Mama will ich Dich haben,“ sagte sie hinzu, als er mit seiner Hand über ihr reiches Haar fuhr. „Er warf einen Blick auf Elisabeth. „Das Kind hat Sie, wie es scheint, schnell in sein Herz geschlossen!“ meinte er. „Man kann sich ja die Liebe der Kinder so leicht erwerben!“ gab sie erwidert zurück.

„Ich bin,“ fuhr er fort, „oft mit meinen Gedanken in Sönsburg gewesen und sah Sie im Gatten mit Ihrem kleinen Liebling lachen und scherzen.“ „Haben Ihnen die Vorstellungen des Seebades nicht die Zeit zu solchen Gedanken genommen?“ fragte sie. „Im Gegentheil,“ war die Antwort, „unter jenen vielen Vorstellungen welche ich mich doch oft hierbei, in diese stille Waldensamkeit Sönsburgs oder auch wohl in mein Arbeitszimmer in Berlin!“ Seine Worte klangen wieder so kühl, wie früher; es war Elisabeth dabei, als wehe ein kalter Wind durch das Zimmer. An Sönsburg, an sein Arbeitszimmer hatte er gedacht und sich danach gefehlt — seiner Gattin erwähnte er mit keiner Silbe —

dem kleinen Patienten Stimmenschläge auf. Kingholl sah sie dem Kinde ins Gesicht, ob sich nicht die leichten, milden Kinderaugen öffnen wollten, aber sie blieben geschlossen, und das kühle Athmen, welches aus der Brust des Kindes drang, konnte kein Trost für die jähende Frau am Bett sein. — Sie hätte es nicht, wie leise die Thür geöffnet wurde und der Graf im Reitsattel eintrat. Er blieb stehen, und seine Augen hielten auf Elisabeth. Er hätte sie tief ansehend und leils stüben: „Sich mir nicht, mein süßes Kind! Du bist ja mein Alles, Alles! Wenn er — ja, wenn er mein wäre.“ — „Dies ist ihr Gatte auf ihre Brust. Reize trat der Graf heran, er legte seinen Arm um ihren Hals. „Elisabeth!“ Sie schrie laut auf. „Ich bin etwas höher zurück, als ich ursprünglich glaubte! Ich habe Sie übersehen!“

„Er wollte noch etwas hinzufügen, aber da plötzliche das Kind laut auf ein Jähern ging durch den zarten Körper, dann lag es ganz still. „Ach, mein Gott, und entsetzt beugte sich Elisabeth über das Bett. „Toni!“ Das Kind küßte sich nicht. „Toni! Toni! um Gotteswillen — Otto — Sie ist todt!“

Der Graf fand keine Worte zur Entgegnung, aber auch er wußte, daß an diesem Krankensette Alles zu Ende war. Er nahm ein Taschentuch und wuschte dem toden Kinde den Schweiß von der Stirn. Ein großes Stillschweigen entstand; Elisabeth schloß die Leise über die Leiche des Kindes. „Gottlieb, rufen Sie das Weib.“ „Ich fühle Ihren Schmerz mit Ihnen, Elisabeth!“

„Mein Herz ist leer geworden mit dem Tode dieses Kindes!“ riefte sie. „Er trat dicht an sie heran und nahm ihre Hand: „Wenden Sie mir eine Stelle darin?“ Sie sah zu ihm auf. „Dito!“ Antagbare Worte klang aus diesem Munde. „Wilt Du, Elisabeth?“ fragte er wieder. „Läß mich beruhigen, ob ich Deinen Schmerz um die kleine Lottie lindern kann!“

Stumm neigte sich das Haupt, welches er an sich zog. Ein heiserer Schauer überzog ihren Körper, als er einen Kuß auf ihre Lippen drückte. — In der Nacht kam der Arzt noch einmal. Er konnte nur den Tod des Kindes feststellen. Als er ging sagte er zu dem alten Hausholmeiher: „Ich glaube, Sie können Ihre Herrschaft gratulieren! Es will mir scheinen, als ob sie erst heute ihre Ehe geschlossen habe!“

Der Alte nickte und lächelte nur beiseite. —

Sergeant Bethje.

Summe von Graf Günther Kohnhagen

Wer kannte ihn nicht in unserer Garnison, den stolzen Sergeanten Bethje! Wenn er, die habe unüßliche Gestalt, in welcher Kleidung durch die Straßen der Stadt fuhr, den harten Schmutz hart festset in die Höhe gehend, die Hände stets in taubelosen weichen Handschuhen, stieß man die Schöne heimlich an und schaute ihr zu: „Sieh nur, welch ein herrlicher Mann ist er doch.“

Aber er wußte es selbst auch ganz genau, daß sein Keuchers Grund machte aus die leicht empfindlichen Herzen der Mädchen. Hatte er es doch schon oft erfahren, lagen seine Kameraden es ihm doch sehr läßlich, um ihn in seinem Selbstbewusstsein zu bestärken. Aber noch etwas Anderes trug zu seinem Schicksal bei, das war seine unerwartete Keckheit. Nicht Worte gab es auf der ganzen Welt seiner Meinung nach keinen tüchtigeren Soldaten als ihn — seiner Ansicht, welche seine Vorgänger leider nicht theilten.

„Ich hatte das Vergnügen, als fünfjähriger Junge ihm aufzutreten zu werden. Die geringste Keckigkeit ersetzte ihn in die größte Muth. Dann schaute er die Hände, stellte sich ganz dicht vor den Unglücklichen hin, der seine Wuth erregt hatte und überstohnte den Arman mit einem solchen Wortschwall, daß der unglücklichen Pörsche, daß sich unmöglich die Haare schüttelten. Die Lungen und ruhig die Gredelien ertollen, wußten wir doch, daß er im Grunde seines Herzens ein gutmüthiger Mensch war. Als er uns aber eines Morgens mit der größten Bereitwilligkeit aus dem untergeleit, daß selbst die höchsten Menschen, nicht einmal er, nicht im Stande wären, einen Unterfeldwebel zu fassen und einer Dschingel zu haben, wurde die Sache zur Sprache gebracht. Von dem Augenblicke an wurde Bethje kühnlich und sang das Trinken an.“

„Wenn man nicht einmal mehr offen und ehrlich seine Meinung sagen darf, ist das ein trauriges Zeichen dafür, daß es mit der Disziplin in der Armee schon zu Ende gehen wird.“ — Hatte er an dem betrübten Tage dem Wittgenstein erzählt. Dann hatte er erzählt, die Unterfeldwebel dieses Jahres von einem Bataillon heranzuziehen. Also Bethje's Verfall muß wohl die Ursache sein, daß nicht gerade kein Feldwebel zu werden zu dem Unterfeldwebel zu werden.

„Einmal Tages (sowohl Bethje seine Keckigkeit, als auch die Wuth des Oberst) sah dem Grafen ein Mädchen. „Nun, Bethje, kenne Sie mit der Leute auch noch im Schloßgärtchen?“ betraf der Commandeur.

Die Lebung begann, die Schöngenie entwickelte sich und ging vor. „Sergeant Bethje.“ Sie haben ungelesen, den Aufwachtpunkt angucken. „Berger's Hof Bethje seine Wuth umherzuweisen, wie hoch doch die Straganten, wie würde der freie Platz dort haben nur noch genannt! Ihn fiele die Namen mancher ein, der Kisthof hatte sein Geschick! Ihn so geschickt. „Nun, Sergeant Bethje, wird es wohl bald?“

„Wachschuttpunkt! — meine Stammtafel.“ Die kannte Jeder, mit einer gemolten Schwenkung lag die Schöngenie herum und ging auf den bezeichneten Ort zu. Aber der Herr Oberst hielt dem armen Sergeanten eine domernde Rede und das Ganze vom Pörsche war, daß Bethje nur noch hinter der Front beschäftigt wurde. Aber auch so fand er einen Tag's Wohlgelegenheit zu einer großen That.

Die Regimentsvorstellung fand vor der Thür. Auf besonderen Wunsch des beschuldigten Generals sollte das ganze Geschick sich vollständig freigelegt abspielen. Unter Anderem sollte auch bei dem jedesmaligen Vorgehen der Schöngenie ein Theil der Leute liegen bleiben, um die Tadeln und Bewundern zu machen. Die Proben verliefen glänzend; mochte der General nur kommen, Bethje als Commandeur der Tadeln und Bewundern wollte seine Sache schon ausgezeichnet machen.

Die Fortführung des Regiments klappte ausgezeichnet. Schon vorsteuerte die Lebung ihrem Ende, da rückte die Truppen zum letzten Mal an. Aber der Liebermacht weichen, zogen sie sich auf Wehli wieder zurück. Das empfindliche Wehli's Herz. „Die Tadeln und Bewundern zu zwei Stunden der Höhe nach antreten, mach's — mach's“, ertönte sein Kommando über den weiten Platz. Von allen Seiten ertönte die Rufe herbei und jammerten sie um ihren Führer, der mit den Befehlen dem Regiment zu Hilfe eilte. Das war sein letztes Aufstehen beim Militär. Die Kräfte, die viele Kitzge genöthe Leistung fand, nöthige ihn, früher als es wohl ursprünglich sein Absicht war, sich in das Privatleben zurückzuziehen.

Vom Rüssen.

In letzter Zeit ging ein Urtheil durch die Gärten, welches ein Arzt in Ohio über das Rüssen fällt. Dieser Arzt hält das Rüssen als sehr nachtheilig für die Gesundheit und stellt den Antrag, durch ein Gesetz das Rüssen zu verbieten. Die Wiener „Deutsche Zeit“, welche davon ebenfalls Bericht nahm, hat nun fünf Redaktoren, die Professoren M. Kaposi, A. Monti, J. Neumann, J. Schupler und Hofrath o. Wiedenhofer um ihre Ansicht gebeten, ob sie das Rüssen für gefährlich hielten oder nicht. Kaposi schreibt nun, es sei ganz vernünftig, wenn man das Rüssen nicht zu sehr einseitig ließe, da der Mund ganz besonders gefährlich ist, fongatig (antworfend) Stoffe aufzunehmen. Andererseits solle man aber auch das Rüssen nicht allzu sehr verdrängen, denn es sei ein Symbol unserer Sympathie und habe in unserer Auffassung einen ästhetischen Werth. — Dr. Monti meint: Was man von der Gefährlichkeit des Rüssens sagt, ist entschieden übertrieben. Es ist noch nicht festgestellt, ob der Raß eines Kranten schadet, möglich ist es freilich; die Anfechtung wird aber verhältnismäßig selten eintreten. Der Raß zum Rüssen hat, der möge es thun.

Dr. Neumann nimmt die Sache wieder an. „Mund und Hände sind die wichtigsten Theile des Körpers, welche zur Vermittelung contagiöser Stoffe am besten beitragen. Die gefährlichste Art des Rüssens ist jedenfalls die auf den Raß; es geht keinen Fall, in dem die eine Person beständig beständig auf jeden Uebertragenden die betreffende Krankheit noch nicht ausgebrochen ist! Am gefährlichsten ist die Gefahr bei gewissen Krankheiten; es sind Fälle bekannt, wo ein vermitteltes Gebilde noch nach mehr als zehn Jahren den Giftstoff durch einen Raß abzugeben hat. Es ist deshalb kein Wunder, wenn dem Ziele eines Kranken zu werden. Von diesem Standpunkte aus ist es geradezu unvernünftig, zu manden zu lassen. Man schaute aus diesen Gründen das Rüssen so viel als möglich ein; den Raß vor den Mund anzuheben man als etwas höchst Wichtiges auf jeden Fall!“ — Dr. Schupler sagt: „Es ist eine alte Geschichte, daß durch den Raß Krankheiten übertragen werden können.“ — Daraus abzuleiten müßte sich jeder ein Rathschlaues der Kollegen Monti; und er meint, es sei nicht so weit her mit dem Raß, als Manche glauben. Bei schmerzlichen und gefährlichen Leuten werden öfters, wenn sie Raß für, Raßwunden öfters, als ein solches Gebilde nicht einzukaufen werden, daß ihre Rüsse den Rüssen tödlich über sich führen können.

Der Leberung der Tschentcher

„Ich bin Italiener zu werden sein, wo sie seit den Zeiten der Föhnwinden im Gebrauch waren. Als Maria Theresia II. sich auf Italien wandte, beschloß er, seinen Föhnwinden den Föhnwinden und den Föhnwinden seine Föhnwinden unter seinem Rathschlaues zu geben. Seit im 16. Jahrhundert wurde der Gebrauch der Tschentcher in Deutschland allgemein. Da Föhnwinden im Winter zu gebrauchen und im Sommer zu gebrauchen, so waren die Tschentcher sehr beliebt. In der letzten Zeit der Föhnwinden wurde die Tschentcher weniger und sich nicht der Tschentcher der Tschentcher. Die Tschentcher wurden weniger und sich nicht der Tschentcher der Tschentcher.“